

Gill Lewis
Im Zeichen des weißen Delfins



© George Lewis

Gill Lewis wuchs in Bath auf. Einen Großteil ihrer Kindheit verbrachte sie im elterlichen Garten, wo sie einen kleinen Zoo und eine Krankenstation für Insekten, Mäuse und Vögel unterhielt. Sie studierte Tiermedizin am Royal Veterinary College in London, hat in England und im Ausland gearbeitet und ist viel gereist. Heute ist Gill Lewis Autorin von Kinder- und Jugendbüchern und lebt mit ihrer Familie auf dem Land in Somerset.

Weitere Titel von Gill Lewis bei dtv junior: siehe Seite 4

Siggi Seuß ist Rezensent für Kinder- und Jugendliteratur, arbeitet als Theaterkritiker, Übersetzer und Hörfunkautor und lebt in Bad Neustadt an der Saale.

Gill Lewis

Im Zeichen des weißen Delfins

Aus dem Englischen
von Siggi Seuß

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Gill Lewis ist bei dtv junior außerdem lieferbar:
Der Ruf des Kulanjango

Für Mum und Dad
Und für *Nerys-Jane*

Das gesamte lieferbare Programm von dtv junior
und viele weitere Informationen finden sich unter
www.dtvjunior.de



3. Auflage 2014
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2013 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH und Co. KG, München
© für den Text: Gill Lewis
Titel der englischen Originalausgabe: ›White Dolphin‹,
erschienen bei Oxford University Press
Published by arrangement with Miles Stott Children's Literary Agency
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Joachim Knappe
Lektorat: Katja Frixe
Gesetzt aus der CentaurMT 12,75/15,75
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76074-4

Prolog

*Jede Nacht das Gleiche. Ich stehe am Strand
und grabe meine Zehen in den kühlen, nassen Sand.
Über mir leuchtet der Mond, hell und klar.
Der Delfin ist wieder hier. Der perlmuttweiße
Leib zieht seine Bahnen durchs mitternächtliche Meer.
Jenseits der Brandungswellen wälzt und windet er sich,
ermuntert mich, mit ihm zu kommen.
Aber der Ozean ist unermesslich und dunkel
und ich weiß nicht, was dort draußen auf mich wartet.
Also stehe ich einfach nur da und beobachte,
wie er davonschwimmt.*

*Jede Nacht habe ich diesen Traum. Jede Nacht
wartet der weiße Delfin auf mich. Aber ich fürchte
mich zu sehr davor, ihm zu folgen.*

Kapitel 1

Ich reiße noch eine Seite aus dem Buch.

Das Papier ist dünn wie Seide und hat eine goldene Kante. Es flattert in meiner Hand wie ein winziges Vögelchen, das zu verzweifelt ist, um zu fliehen. Ich lasse das Blatt los und sehe, wie es in den klaren, blauen Himmel davonfliegt.

Ich reiße noch eine Seite heraus und noch eine. Die Blätter schwingen sich in die Höhe, taumeln über die Weiden, auf denen ein paar Kühe grasen, und verschwinden im Dunst, der überm silberblauen Meer schwebt.

»He, Kara!«

Ich blicke von der Mauer hinunter auf Jake. Sein rosarotes Gesicht blinzelt mich gegen das Sonnenlicht an. Ethan steht direkt neben ihm und versucht, sich mit seinen Fingern in den Granitsteinen festzukrallen. Er springt hoch, um mich herunterzuzerren, aber ich ziehe meine Beine zurück.

Hier oben bin ich sicher.

»Kara-dumm-wie'n-Holzkopf!«, jöhlt Jake. »Die Lehrerin sucht dich.«

Ich fahre mit dem Finger am rauen Ledereinband des

Buches entlang. Es liegt schwer auf meinem Schoß. Dann reiße ich noch eine Seite heraus und lasse sie frei. Sie schwingt sich in die Höhe und flattert himmelwärts.

»Du steckst ganz schön in der Patsche, Kara-Holzkopf«, schreit Jake. »Diese Bibel gehört der Schule. Dafür schicken sie dich in die Hölle!«

»Da wird sie doch nie ankommen«, ruft Ethan. »Sie kann ja die Wegweiser nicht lesen.«

Jake lacht. »Kannst du schon deinen Namen buchstabieren, Kara? K-a-r-a W-o-o-d. Kara-so-dumm-wie-zwei-Holzköpfe.«

Ich habe das alles schon tausend Mal gehört, drehe ihnen den Rücken zu und schaue hinunter auf den Weg auf der anderen Seite der Mauer. In die eine Richtung kommt man zum Küstenpfad, der an den Klippen entlangführt. In die andere Richtung geht es über eine von Brennesseln und Knöterich umwucherte Treppe runter zur Stadt, zum Hafen.

»Ich würd gern wissen«, sagt Ethan, »ob Kara Wood so dick ist wie ihr Dad.«

»Meine Mum meint« – Jake gibt sich vertraulich – »meine Mum meint, dass Karas Dad seinen letzten Job verloren hat, weil er seinen Namen nicht schreiben konnte.«

Ethan kichert.

Ich fahre herum und starre sie zornig an. »Halt dein Maul. Lass meinen Vater in Ruhe!«

Aber Jake ist noch nicht fertig. »Ich hab gehört, deine Mum musste seinen Namen für ihn schreiben. Stimmt das etwa nicht, Kara?«

Tränen brennen mir in den Augen.

»Wer schreibt denn jetzt seinen Namen für ihn?«

Ich blinzele heftig und wende mich wieder dem Meer zu. Die Wellen da draußen tragen weiße Schaumkronen. Ich spüre die warme Sonne im Gesicht. Ich muss nicht weinen. Sie werden mich nicht weinen sehen. Wenn ich sie nicht beachte, gehen sie wieder weg. So machen sie es immer. Der Wind, der vom Meer her weht, ist feucht und salzig. Er fängt sich im Baumwollstoff meines weißen Shirts und bauscht es auf wie ein Spinnakersegel. Ich schließe meine Augen und stelle mir vor, wie ich über einen unendlichen Ozean segle, über ein weites, blaues Meer, mit nichts um mich herum als Sonne, Wind und Himmel.

»He, Kara!«

Jake ist immer noch da.

»Es ist eine Schande mit der *Merry Mermaid!*«, ruft er.

Wenn Jake etwas über die *Merry Mermaid* weiß, dann wissen es alle.

Ich drehe mich um und sehe ihn an.

Aus einiger Entfernung beobachten uns ein paar andere Kinder aus der Klasse. Chloe und Ella stehen im tiefen Schatten des Kastanienbaums und schauen in unsere Richtung. Adam hat sein Spiel unterbrochen und drückt seinen Fußball an die Brust.

»Na ja«, sagt Jake, »viel von einem Pub hatte sie eh nicht. Wird ein tolles Ferienhaus werden, wahrscheinlich für einen reichen Londoner. Ich hab gehört, das Essen war miserabel.«

Jake weiß, dass mein Dad in der Küche der *Merry Mermaid* arbeitet. Er weiß, dass er keinen Job und kein Geld zum Leben haben wird, wenn die Kneipe Ende des Sommers schließt. Jake würde es gefallen, wenn wir aus Cornwall wegziehen müssten.

»Vielleicht kann dein Dad zurückkommen und für mich auf einem unserer Trawler arbeiten«, sagt Jake. »Sag ihm, dass wir Austern und Krebse fischen, wenn das Fangverbot aufgehoben wird, in zehn Tagen also. Mein Dad hat schon eine neue Ausrüstung gekauft und dann wird er jedes Eckchen Meeresboden dort draußen umpflügen. Er kann's kaum erwarten.«

Ich starre ihn einfach nur an.

Jake lacht. »Ich werd ihn fragen, ob du auch helfen kannst.«

Ich umklammere den harten Ledereinband der Bibel noch fester. Von drüben kommt Mrs Carter auf uns zu. Ich könnte versuchen, das Buch zu verstecken, aber Jake und Ethan würden sowieso petzen.

»Hast du die Anzeige an der Werft gelesen, Kara?«, fragt Jake. Jetzt schaut er mich an und grinst. Ethan grinst auch. Sie wissen etwas, was ich nicht weiß. Man hört es in Jakes Stimme. Er brennt darauf, es mir zu erzählen.

Mrs Carter hat den Schulhof zur Hälfte überquert. Sie sieht entschieden aus und grimmig.

»Die *Moana* steht zum Verkauf«, bricht es aus Jake heraus. Jetzt triumphiert er.

Ich rapple mich hoch. »Lügner!«

Das kann nicht wahr sein. Ich bin mir sicher, dass das nicht wahr ist.

Aber Jake ist ein eingebildeter Fatzke. Er zieht seine Trumpfkarte. »Mein Dad wird sie kaufen und sie zu Brennholz zerhacken, weil sie zu sonst nichts taugt, sagt er.«

Ich schleudere ihm das Buch entgegen. Die harten Kanten der Bibel knallen auf seine Nase, seine Hände umklammern das Gesicht und er fällt wie ein Stein zu Boden.

Mrs Carter fängt an zu rennen. »Kara!«

Ich blicke auf Jake hinab, der ächzend und stöhnend am Boden liegt.

»Kara, komm sofort da runter!«, brüllt Mrs Carter.

Ich aber drehe ihnen allen den Rücken zu, springe von der Mauer und lasse Jake Evans blutend zurück. Das Blut rinnt durch seine fetten Finger und färbt die staubtrockene Erde rot.

Kapitel 2

Ich renne und renne den Brennesselpfad entlang, dann auf gepflasterten Gassen und schäbigen Straßen hinunter zur Strandpromenade. Ich muss Dad finden.

Ich muss.

In der Stadt ist viel los. Überall lärmen Bohrmaschinen und Bagger. Sie bauen die neue Straße, die zum Hafen führt. Auf der anderen Seite der orangefarbenen Absperrkegel und Bauzäune liegt die *Merry Mermaid*, mit ihrem verwitterten, grünbemoosten Dach. Die Luft riecht nach Bier und Pommes frites. An den Tischen, die über den Gehsteig verstreut stehen, sitzen viele Leute, die in der Sommersonne ihr Mittagessen verspeisen. Die fröhliche Meerjungfrau blickt von ihrem verblassten Aushängeschild über der Tür finster auf sie herunter. Ich schlüpfe unter dem Schild hinein in die Düsternis und passe mein Augenlicht langsam der Dunkelheit an.

»Alles okay mit dir, Kara?« Ted poliert ein Glas und wischt mit einem Tuch immer wieder rund um den Rand.

»Ja, alles klar«, sage ich. »Wo ist Dad?«

»Er hat den Tag freigenommen«, sagt er, hält das Glas gegen das Licht und überprüft es auf Schmierflecken. »Ist alles in Ordnung, Kara? Deinem Dad schien es heute nicht gut zu gehen.«

Ich schaue mich um, als würde ich erwarten, Dad doch noch hier zu entdecken.

Ted stellt das Glas hin, lehnt sich mit dem Rücken an den Tresen und sieht mich an. »Geht's dir wirklich gut?«

»Ja«, sage ich, »mir geht's gut.«

Ich verziehe mich wieder nach draußen. Die weiß getünchten Häuser strahlen im blendend hellen Sonnenlicht. Ich renne vom Hafen weg, den Hügel hinauf, zur neuen Siedlung auf der anderen Seite der Stadt. Ich kriege Seitenstechen, aber ich laufe weiter, an Vorgärten vorbei und Auffahrten, an Rasenstückchen mit Planschbecken und Dreirädern, bis zum letzten Haus, wo ein aufgebockter Wohnwagen im Gras steht.

Ich werde langsamer und stoße das Gartentor auf. Tante Bev hängt Overalls und eine Ölzeugjacke an eine Wäscheleine, die zwischen der Garage und dem Wohnwagen gespannt ist. Onkel Tom muss wohl vom Meer zurückgekehrt sein.

Tante Bev zieht die Hosenbeine der Overalls zur Seite, schaut mich an und legt die Hand auf ihren prallen Bauch. Mit den Zähnen hält sie zwei hölzerne Wäscheklammern fest. Sie ragen hervor wie die Hauer eines Warzenschweins.

Ich versuche, die Wohnwagentür zu öffnen. Rote Roststückchen bröckeln vom Rahmen, die Tür jedoch ist verschlossen.

»Wo ist Dad?«, frage ich.

Tante Bev nimmt die Klammern aus dem Mund. »Du solltest doch in der Schule sein«, sagt sie.

Ich hämmere an die Wohnwagentür.

»Dein Dad ist weggegangen«, sagt sie.

Noch einmal versuche ich, die Tür zu öffnen.

»Ich hab gesagt, er ist weggegangen.« Tante Bev klammert ein Paar Hosen an die Leine. Sie hat mich immer noch im Blick.

Ich tauche unter der Wäscheleine weg und will an Tante Bev vorbei in die Küche flitzen, aber sie hält die Hand vor die Tür.

»Gib's irgendwelche Probleme, Kara?«, fragt sie.

»Hab was vergessen, Tantchen«, sage ich, »mehr nicht.«

»Okay, mach schnell, Onkel Tom schläft. Weck ihn nicht auf.« Sie nimmt die Hand von der Türöffnung und lässt mich vorbei.

Ich spüre, wie sie mich beobachtet, als ich die Treppe hochsteige und in das Zimmer schlüpfe, das ich mit Daisy teile. Daisy sitzt, umgeben von ihren Puppen, auf ihrem Bett und liest Teddykatze eins ihrer Märchenbücher vor. Als ich eintrete, stopft sie etwas hinter ihren Rücken. Ich höre es in ihrer Hand rascheln. Auf ihrer prinzessinnenrosa Bettdecke liegt ein verräterischer Marshmallow.

»Du bist nicht in der Schule«, sage ich. »Eigentlich müsstest du krank sein.«

Daisys Mund ist mit irgendetwas vollgestopft. Erst schaut sie auf die offene Tür, dann auf mich.

Ich lächle. »Keine Angst, ich erzähl nichts.«

Klebriger Sabber läuft ihr am Kinn herunter. »Jetzt fühl ich mich krank«, sagt sie.

»Das überrascht mich nicht«, sage ich, wische den Puderzucker von der Bettdecke und setze mich neben sie. »Daisy, hast du meinen Dad gesehen?«

Daisy nickt. »Onkel Jim ist fischen gegangen«, sagt sie. »Er hat die langen Angeln genommen, weißt schon, die fürs Meer.«

»Wann war das?«

»Nicht lang her«, sagt sie. »Grad als Mum ihren Kaffee ausgetrunken hat.«

»Danke, Daisy.« Ich hole Badetasche, Tauchmaske und Schwimmflossen unter meinem Campingbett hervor. Daisys Spielsachen liegen auf dem Bett verstreut. Ein rosa Marshmallow klebt an meinem Kissen. Aber ich kann mich wirklich nicht beklagen. Schließlich ist es ihr Zimmer. Und sie brauchen meinen Platz, wenn das Baby kommt.

»Gehst du mit ihm?«, fragt Daisy.

Ich nicke. »Bitte verrat's niemandem.«

Daisy legt die Finger aufs Herz und presst sie dann gegen die Lippen.

Ich ziehe ein T-Shirt und kurze Hosen an. Draußen schlägt eine Autotür zu und ich höre Stimmen. Der große schwarze Lieferwagen von Jakes Dad parkt vor der Auffahrt. Ich ziehe mich vom Fenster zurück. Ich will nicht, dass er mich hier sieht.

Ich höre, wie er mit Tante Bev in der Küche spricht.

»Jim ist nicht da, Dougie.« Tante Bevs Stimme klingt hoch und angespannt. »Ich werd ihm ausrichten, dass er dich anrufen soll, wenn er zurück ist.«

»Ich such sein Mädchen.«

»Kara?«, sagt Tante Bev. Sie zögert und stolpert über ihre eigenen Worte. »Sie – sie ist in der Schule.«

Durch den Türspalt sehe ich Tante Bev unten im Flur stehen. Sie versperrt ihm den Zugang zur Küche.

Dougie Evans stützt sich mit der Hand an den Türrahmen. »Ich weiß, dass sie oben ist, Bev.«

Tante Bev weicht einen Schritt zurück. Ihre Stimme ist leise, sie flüstert fast. »Was willst du von ihr?«

»Nur ein Wörtchen mit ihr reden, sonst nichts.«

»Was hat sie getan?«

Jetzt steht Dougie Evans mit seinen Fischerstiefeln auf Tante Bevs sauberem Teppich in der Diele, am Fuß der Treppe. »Sie hat Jake die Nase gebrochen.«

Ich schließe die Tür und presse mich von innen dagegen.

Auf den Stufen hört man Schritte, laut und schwer.

Daisy starrt mich mit großen Augen an. Sie hat die Bettdecke bis zum Kinn gezogen. »Er kommt hoch«, flüstert sie.

Ich schiebe mein Bett vor die Tür und gehe zum Fenster. Das Garagendach unter mir ist flach, aber es liegt ein ganzes Stück tiefer.

»Kara!« Jetzt ruft Tante Bev. Ihre Stimme hat einen Singantön, sie klingt fast locker, aber ich kann hören, wie sie bebzt. »Dougie Evans möchte mit dir sprechen.«

Ich werfe meine Tasche in den Garten und schwinge mich aus dem Fenster.

Es wird heftig gegen die Tür geschlagen. Sie fliegt auf und rumst ans Campingbett.

»Hau ab!« Daisy formt die Worte lautlos mit den Lippen.

Ich lasse mich aufs Dach fallen und knicke mit dem Fuß um. Dann springe ich ins weiche Gras. Ich drehe mich um und sehe Dougie Evans, wie er sich mit rotem Gesicht aus dem Fenster lehnt. Aber jetzt kann er mich nicht mehr aufhalten.

Niemand kann mich aufhalten.

Ich packe meine Tasche und renne los.

Kapitel 3

»Warte!«, brülle ich. »Warte!«

Ich sehe die *Moana*, bevor ich Dad sehe. Verglichen mit anderen Booten, die im Hafen liegen, sieht sie klein aus. Mit ihren terrakottafarbenen Segeln und dem offenen, hölzernen Deck hebt sie sich vom gleichförmigen Weiß der modernen Jachten ab. Ich klettere ein paar Stufen hinunter und renne den Ponton entlang. Meine Schritte dröhnen auf den Planken. Die *Moana* treibt langsam auf die schmale Ausfahrt zwischen den hohen Hafenmauern zu. Dad sitzt am Ruder.

»Dad«, schreie ich, »warte auf mich!«

Dad reißt das Ruder herum und die Segel der *Moana* flattern locker, während sie sich wieder zum Wind dreht. Sie treibt auf mich zu und der Schiffsrumpf wirft gewellte, blassblaue Farbmuster aufs Wasser. Das Schiff hätte auch von einem der hundert Jahre alten Hafenfotos aus lossegeln können.

Als die *Moana* gegen den Ponton stößt, bringe ich mich in Stellung, packe das Schiffstau und ziehe das Boot heran. »Nimm mich mit«, sage ich.

Dad beschattet seine Augen, um mich im Gegenlicht sehen zu können. »Warum bist du nicht in der Schule?«

»Ich kann nicht in der Schule bleiben«, sage ich. »Nicht heute, heute wirklich nicht, Dad.«

Dad sitzt einfach da, die Hand am Ruder, und schaut mich an. Ich möchte gern wissen, ob der heutige Tag auch für ihn etwas bedeutet, ob auch er sich an etwas erinnert. Über unseren Köpfen plustern sich die Segel auf. Die *Moana* kann es kaum erwarten davonzusegeln.

»Lass mich mitkommen, Dad«, sage ich. Ich möchte ihn gern fragen, ob das wahr ist, was man sich über die *Moana* erzählt. Aber irgendetwas hält mich davon ab, weil ich ein letztes Mal mit ihr lossegeln möchte, ohne zu wissen, ob es stimmt, dass er sie verkaufen will. Etwas nicht zu wissen, macht ein wenig fröhlicher. Es lässt einem einen Funken Hoffnung.

Dad reibt sein stoppeliges Kinn. »In Ordnung«, seufzt er, »komm rüber.«

Ich klettere an Bord, ziehe mir die Rettungsweste über und stoße die *Moana* vom Ponton ab. Hier, hinter den langen Armen der Hafenumauern, ist das Wasser tief und grün und still. Auf seiner Oberfläche kräuseln sich regenbogenfarbene Ölflecken. Dad setzt das Hauptsegel und ich ziehe den Klüver ein. Ich beobachte, wie das dreieckige Segel über mir den Wind einfängt und sich strafft. Und dann gleiten wir im Schatten des Hafens hinaus in die offene See.

Das Wasser draußen in der Bucht ist sehr unruhig. Ständig

weht eine Brise vom Land her und wirbelt kleine Wellen hoch, auf denen weiße Schaumkronen tanzen. Als sich die *Moana* dem Kap nähert, schäumt Salzwasser über den Bug. Ich sitze da und beobachte, wie das Hafenviertel und der helle Streifen aus goldgelbem Sand langsam in der Ferne verschwinden. Die Schule und das Haus von Tante Bev verlieren sich bald im Gewirr aus Straßen und Häusern, die sich über den Hafen erheben. Auch die Jachten und Fischkutter und das lange weiße Dach des Fischmarktes scheinen jetzt, weit entfernt, fast in einer anderen Welt zu liegen.

Und wieder gibt es nur noch uns allein.

Die *Moana*, Dad und mich.

Ich sitze neben Dad, aber er schaut mich nicht an. Seine Augen sind auf den fernen Horizont gerichtet, als würden sie einen Ort fixieren, den ich nicht sehen kann. Das ist fast so, als segle er mit einem anderen Boot auf einem anderen Meer. Ich schließe meine Augen und versuche mich zu erinnern, wie es früher war.

Draußen vor dem Kap weht ein starker und kalter Wind und ich wünsche mir, dass ich eine Jeans angezogen oder wenigstens an einen Pullover gedacht hätte. Ich schlinge die Arme um die Knie und beobachte, wie sich die Gänsehaut auf meinem Körper ausbreitet.

»Bist du okay, Kara?«

Dad schaut mich an. Ich nicke, aber meine Zähne klappern trotzdem.

»Nimm deine Decke, wenn dir kalt ist«, sagt er.